

3

36.599

DIE  
MÄHRISCHE MODERNE.

VON

EUGEN SCHICK.



SONDERABDRUCK

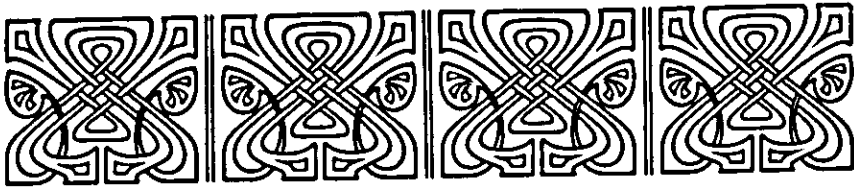
AUS DER

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINES FÜR DIE GESCHICHTE  
MÄHRENS UND SCHLESIENS. — JAHRGANG X. HEFT 1—2.

PREIS 1 KRONE.

BRÜNN 1906.

VERLAG DES VEREINES. — DRUCK VON RUDOLF M. ROHRER.  
IN KOMMISSION BEI C. WINIKER, HOFBUCHHÄNDLER IN BRÜNN.



Diese meine Studie soll nicht mehr sein als ein Versuch, die jüngeren Schriftsteller, die in Mähren zur Welt kamen, in Mähren gelebt haben oder noch jetzt leben, in ihrem Schaffen zu schildern. Hiemit soll der Anteil, den Mähren an der von Hermann Bahr „Die Moderne“ getauften Bewegung bis jetzt nahm, gekennzeichnet und späteren literarhistorischen Studien vorgearbeitet werden. Auf Vollständigkeit in dem Sinne, daß etwa alle von Jungmähren herausgegebenen Bücher Erwähnung finden, wollte ich im vorhinein verzichten. Dadurch erhielt die Studie naturgemäß den Charakter des Provisorischen, dem ich auch durch die mit Absicht gewählte Form der lediglich die Umrisse andeutenden Skizze Rechnung trage. Dagegen habe ich mich bemüht, Autobiographisches zu bekommen und ein vollständiges Bücherverzeichnis zu geben.

Ich betone ausdrücklich: es sind durchaus subjektive Einschätzungen, die hier gegeben werden. Denn, was heißt „Objektivität der Kritik?“

Wahrlich, lang genug schon sind diese Worte eine bequeme Ausrede gewesen für Kunstrichter, welchen es einfach an Temperament und Mut zum „Aussprechen“ mangelte. Es bedarf heutzutage nicht mehr der Eloquenz eines Anatole France, der uns (viele Jahre hindurch im Feuilleton des „Temps“ und nachher noch einmal in vier dicken Bänden) erst sagen zu müssen vermeinte, daß der Kritiker gar nicht anders als „subjektiv“, „persönlich“ sein könne; er gebe, indem er von Horaz oder Shakespeare redet, doch immer nur seiner eigenen Stellung zu Horaz oder Shakespeare Ausdruck. „Objektivität der Kritik“ kann lediglich bedeuten wollen, daß der Urteilende, allerwege frei von jeglicher Voreingenommenheit, das Geschaffene an sich werte, sich weder von irgendwelcher Animosität noch von irgendwelcher Sympathie gegen oder für den Autor gängeln lasse. Und in diesem Sinne war ich objektiv, da ich hier ein „Wie ich es sehe“, ein „Wie ich es empfinde“ darbiere.

Es wird wohl auch gut sein, gleich hier ein Zweites nicht zu vergessen, nämlich den landläufigen Einwand, daß man, mittendrin im Flusse der Geschehnisse stehend, den Verlauf der Dinge doch nicht übersehen könne. Gewiß nicht. Aber dafür hat man den nicht zu unterschätzenden

Vorteil der Details, die sich dem Beobachter wieder entziehen, wenn man später, nach Jahren, von abendrotumspielten Gipfeln herab literarische Bewegungen überblicken darf. Ist es nicht bekannt, welche wichtige Rolle dem Detail gerade bei unseren zeitgenössischen Dichtern zukommt? Das Ängstliche Zwitschern einer Schwalbenmutter, der scheue Augenaufschlag eines den Bürgersteig überschreitenden Mädchens, ein Sonnenstrahl, der einen Hyazinthenstock im grauen Vorstadthause beglitzert — sind sie nicht auch im Zeitalter der Dampfturbinen Grund und Ursache zu wundervollen Dichtungen gewesen? Und zwar gerade bei unseren Ersten — Detlev v. Lilieneron etwa?

Zur „Rechtfertigung“ dieser meiner Studie darf ich mich wohl auch auf ein schon historisch gewordenes Dokument berufen. In der Bibliothek des Franzensmuseums zu Brünn ruht ein Buch, um dessen Existenz wohl nur sehr Wenige wissen. Zu meiner Beschämung sei eingestanden, daß ich auch erst durch Dr. Adalbert von Hansteins Literaturgeschichte „Das jüngste Deutschland“ von dem Vorhandensein dieses ganz hervorragenden Literaturdenkmals Kenntnis erhielt. Dieses Dokument, welchem bloß noch die ersten Jahrgänge der „Gesellschaft“ ebenbürtig zur Seite treten können, heißt: „Moderne Dichtung. — Monatschrift für Literatur und Kritik“. Herausgegeben wurde diese Revue im Jahre 1890 von dem viel zu früh verstorbenen Brünner E. M. Kafka, redigiert wurde sie von dem Brünner Michel Constantin, gedruckt wurde sie von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Welch wehmütiges Gefühl beschleicht Einen doch beim Durchblättern dieser „Modernen Dichtung“! Hier hat — um nur einiges zu erwähnen — in seinem kapriziösen Stil Hermann Bahr (von Madrid aus!) Essays zur Moderne geschrieben, hier hat Freund Bierbaum Lyrisches präsentiert und über „allerhand Bücher“ referiert, hier hat Wilhelm Bölsche „Ziele und Wege der modernen Ästhetik“ klargelegt und von den Ereignissen auf dem kampffrohen Boden der Berliner „Freien Bühne“ berichtet, hierher hat Michael Georg Conrad Novellen, Arno Holz, Detlev von Lilieneron die herrlichsten Verse gesendet, hier hat O. E. Hartleben (damals noch „Otto Erich“, Referendar und beschaulichster Inwohner des verträumten Harzstädtleins Stollberg) seine lyrischen Erstlinge drucken lassen, Arthur Schnitzler seine duftigsten Anatol-Szenen veröffentlicht. Sollen noch Namen genannt sein? Wilhelm Arent, Hermann Conradi, Felix Dörmann, Karl Henckel, Peter Hille, Ludwig Jacobowsky, John Henry Mackay, Heinz Tovote — — — Hier hat so ziemlich alles zum ersten Fliegen die Schwingen geregt, was später sich durchsetzte, verblutete, starb, verdarb, zu Ruhm und Ansehen und Ehren gelangte, — hier wurden gar bedeutsame Gefechte geliefert für die Sache der neuen deutschen Kunst.

Die Markgrafschaft Mähren ist das Heimatland unserer größten Dichterin und unseres größten Stilisten: Marie von Ebner-Eschenbach und J. J. David.

In Demut und Dankbarkeit neigen wir alle uns vor dem glorreichen Werke der Ebner. Ihr siebenzigster Geburtstag hat dieser adeligen Frau gezeigt, wie sehr sie, die gütigste Lehrmeisterin, die begnadete Poetin, von uns allen geliebt wird. Wo von Mährens Dichtung gesprochen wird, da muß ihr Name an erster Stelle genannt werden. So sei denn auch auf diesen Blättern, wiewohl sie vornehmlich der jüngeren Generation gelten, auch Freifrau Maria von Ebner-Eschenbach in herzlicher Ehrerbietung begrüßt.

Als Zweiter kommt dann Jakob Julius David. In Bälde wird dieser Dichter fünfzig Jahre. Er wurde am 6. Februar 1859 in Mähr.-Weißkirchen geboren, ist Dr. phil., lebt in Wien. — Mit besonderer Erlaubnis des Dichters möge hier eine seinerzeit im „Literarischen Echo“ (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin) erschienene Selbstcharakteristik Raum finden:

„Ich bin geboren am 6. Februar 1859 in Weißkirchen in Mähren. Meine erste Jugend verlobte ich in Fulnek, dem Hauptort des sogenannten Kuhländchens.

Die Stadt, seither sehr verarmt, war damals gewerblich nicht unwichtig. Es lebten patrizische Familien da: Tuchmacher, bei denen ein gewisser, allgemeiner Wohlstand war.

Hier hatten die mährischen Brüder, die milden Erben der grimmbigen Hussiten ihr Bistum gehabt, dem eine Zeit der große Kinderfreund Amos Comenius vorgestanden war. Erinnerungen an ihren Kult bestanden noch. So wurde schon des Knaben Sinn zeitig an die Vergangenheit gemahnt.

Kinderfreundliche Bräuche bestanden. So gehörte der Stadt ein Wäldchen mit den edelsten Kirichen. Zur Reifezeit wurde das der Jugend preisgegeben. Das war natürlich ein Volksfest, dessen ich mich nun noch entsinne.

Ich war viel krank. Nach einer besonders schweren Erkrankung sandte man mich zu meiner Erholung und damit ich die andere Landessprache erlernte, zu Verwandten, die in der Hanna lebten. Es ist das das gesegnete mährische Flachland zwischen der March und ihrem Nebenfluß Hanna.

1868 kam die preussische Invasion. Ich habe die klarsten Erinnerungen an sie. Mit ihr erschien die Cholera. Es schien, als sollte das Städtchen aussterben, so unerhört heftig wütete sie. Nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden erlag ihr der Vater.

Er war ein Mann von gewalttätigem Sinn, maßlos jähzornig, von einer ungemessenen Körperkraft und hohem persönlichen Mut. So galt nur sein Willen. Körperlich und geistig war er weit übers Mittelmaß gediehen. Aber das Leben im Hause war unerquicklich genug. Mit seinem Tode stob die Familie auseinander.

Es kamen schlimme Zeiten voll versteckter Demütigungen, die ich sehr tief empfand. Denn wir waren wohlhabend gewesen und nun ganz verarmt.

In neun Jahren brachte ich das Gymnasium hinter mich. Ich war durchaus einseitig veranlagt. Was ich nicht lernen mochte, dazu war ich nicht zu bringen. Eine unersättliche Lesegier: eine sehr frühe Empfindung, als stecke in jedem Menschen ein Rätsel. Ich spürte das Komplizierte selbst bei jenen Kollegen, bei denen die anderen schnellfertig sagten: N. N. ist ein Esel.

1870/71 gab mir starke, nationale Eindrücke. 1873 brachte mich, irr ich nicht, ein Kopfstyphus an den Rand des Grabes. Er ließ mir eine Schwerhörigkeit zurück, die mich sehr verblitterte — denn jeder Schwerhörige muß mißtrauisch sein — und

mir später den Lebensweg nicht erleichterte. In Kremaler lernte ich mährische Slawen gründlich kennen.

Die Universität bezog ich in Wien. Seither, ein volles Vierteljahrhundert, lebe ich da. Ich studierte unter Richard Heinzel, dem verehrungswürdigsten Mann, deutsche Philologie, gewann mir Erich Schmidts Anteil. Auch Robert Zimmermann war mir sehr geneigt. Ich lernte viel, aber für mich und ohne System. Trotzdem ich meinen Doktor der Philosophie — allerdings erst im dreißigsten Jahr! — hinter mich brachte, bin ich im Grunde Autodidakt. Denn ich habe gar keinen philosophischen Sinn und war niemals fähig, philosophisch zu denken. Einzig Spinoza habe ich mit harter Mühe zu Ende studiert.

Einen gewissen Ruf hatte ich trotzdem in Freundeskreisen, so dummlig mein ganzes Wesen war. Der Tod meiner Mutter schreckte mich für ein Weilchen auf. Verse, die damals entstanden, gefielen K. E. Franzos. Einige Jahre später entstand mein „Höferecht“, das Erich Schmidt einen starken Eindruck machte. Ich war dazumal 26 Jahre alt.

Der Lehrberuf an öffentlichen Anstalten war mir durch meine Schwerhörigkeit verschlossen. So blieb Schriftstellerei und Journalismus. Ich leide noch unter den Zerstreuungen und Ablenkungen meines Doppelberufes.

Ein einsamer Mensch, schwer fähig mich mitzutellen, war ich von Kind auf. Es ist mir das geblieben. Ich schreibe sehr schwer unter starken Wehen. Ich trage meine Stoffe ins Endlose mit mir, ehe ich mich entschleße, sie abzustoßen.

Was ich geschrieben habe, liegt offen. Eine Zeit stand ich unter dem Einflusse C. F. Meyers. Es hat mir Mühe genug gekostet, ihn zu überwinden. Sonst wüßte ich keinen, der bestimmend auf mich gewirkt. Es hat mich immer zur Totalität gedrängt. Und wenn mir bis heute, vielleicht durch einen Mangel in meiner Organisation, der volle Erfolg noch nicht kam, wenn das Publikum wenig von mir weiß und die Sorge mein getreuester Begleiter ist, so hat mich die Zustimmung Wissender immer aufrecht erhalten, und ich weiß ein böhmisches Sprüchlein: „Nedejme se!“ (Wir ergeben uns nicht.)

Ich bin verheiratet und Vater eines einzigen Kindes, eines Töchterleins, das mir viel Freude macht.“

Wenig hat sich seither verändert. Weder in der häufig genug von Krankheiten<sup>1)</sup> unterbrochenen Schaffenszeit des Dichters, noch in der aber schon recht sehr unrühmlichen Gleichgültigkeit des P. T. Lesepublikums gegen einen unserer vorzüglichsten Poeten.

Der Kreis derer, die David lesen, ist klein. Der Dichter selbst muß dies wissen, da er einmal schrieb: „Wem der laute Erfolg versagt ist, der wendet sich mehr und bestimmter an das Urteil Einzelner, von der Jury an den Richter. Das heißt sich bescheiden und ist es nicht: denn zu diesen Richtern erliest man sich die Besten, die man kennt.“ Wohl: Wer J. J. David einmal kennt, der wird ihn sicherlich lieb gewinnen; würde aber David in dem Maße gelesen werden, wie er es verdient: die Zahl seiner Schätzer müßte sich verzehnfachen.

Aber J. J. David ist einer von den „Stillen im Lande“. Zu vornehm dünkt mich, für unsere Zeitläufte, die erfüllt sind vom Gelärme und voll sind des Gebastes. Zudem hat Davids Kunst nichts Faszinierendes an sich.

<sup>1)</sup> J. J. David hatte in lebenswürdiger Bereitwilligkeit zugesagt, mir für die Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens eine Autobiographie zu senden. Zur Zeit jedoch, da diese Zeilen geschrieben wurden — Weihnachten 1905 — lag der Dichter leider schwer krank darnieder.

Man muß sich in David „einlesen“, — eine Besonderheit, welche er übrigens mit einem Meyer und Keller, mit Fontano und Saar teilt. Allein, gleichwie im Leben, senkt auch in der Kunst eine Neigung, so man sich Schritt für Schritt redlich erworben, ihre Anker tiefer und dauernder, denn ein im Augenblick angeflogenes Wohlgefallen.

Über allem was David geschrieben, liegt es wie ein Wolkenflor; ich möchte sagen, seine Gestalten wandeln in rembrandtischem Licht. Das sind niemals Leute, die das Leben auf die leichte Achsel nehmen! Es scheint als hätten Davids Figuren insgesamt von den harten, entbehrungsreichen Schicksalen ihres Autors etwas mit auf den Weg bekommen: Cellotöne einer zagen Resignation geben mir den Grundakkord zu seinem Schaffen.

Diese Klangfarbe hatte schon Davids Lyrik:

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen,  
 Von jungen Stimmen hell im Chor;  
 Doch sagt's, vom Dämmern lind bezwungen,  
 Vielleicht ein Träumer gern sich vor.  
 Ob vieles zur Vollendung fehle,  
 Er hört, in Lauten trüb und bang,  
 Das Atmen einer müden Seele,  
 Die hart um Licht und Leben rang.

Haben andere Dichter glutend-schwüle Purpurrosen und Feuerlilien zu ihrem Symbol genommen, dieser Poet hat sich den schlichten Wegerich erkoren:

Eine arme  
 Wilde Blume  
 Weiß ich, mir vor allen wert,  
 Oft erquickte  
 Mich ihr Anblick,  
 Hat mir Leid das Herz beschwert.  
 Stolz're Schwestern  
 Hat die Wiese,  
 Schöner Blüten  
 Kennt die Au;  
 Keine trägt sich  
 So wie diese  
 Ganz und gar in Silbergrau.  
 Grau das Blattwerk,  
 Grau der Stengel,  
 Grau das Köpfchen, blaubereift,  
 Es erzittert  
 Jedem Anhauch,  
 Der es etwa unsanft streift.

Bücke Dich! Welch seines Duftens!  
 Tief ins Herze sog ich's ein —  
 Meine arme  
 Wilde Blume  
 Wehe mir, vergaß ich Dein!

Selten ist es, daß in Davids Lyrik so etwas wie eine sordinierte Heiterkeit aufkommen will; etwa wenn er volksliedmäßig singt:

Ich hab' kein' Haus, ich hab' kein Nest,  
 Ich hab' kein' Hochzeit und kein Fest;  
 Ich hab' kein' Hof, ich hab' kein Feld,  
 Ich hab' kein' Heimat auf der Welt.  
 Am Himmel selbst den Schauerstrich,  
 Den fürchten sie nicht so wie mich;  
 Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —  
 Und so, gerade so ist's recht . . .<sup>4</sup>

Davids Prosaabtecher sind mit ungemeiner Sorgfalt gearbeitet. Ja, „gearbeitet“, durchwegs ehrlich, ganz ohne Mache, ganz ohne Kniffe. Recht langsam rollt allemal die Fabel ab, jedes einzelne Wort ist mit geradezu mönchischer Behutsamkeit aufs Papier gesetzt, jedes Wort zunächst für sich allein auf den Klang abgeschätzt, die Worte fürsichtlich zu Sätzen geschweist, dann jeder einzelne Satz wieder abgewogen, hierauf die Sätze wiederzueinander rhythmisch abgestimmt und geschliffen und gefeilt, schließlich die einzelnen Kapitel abermals überprüft und abgerundet. Immer muß ich beim Lösen Davidscher Prosa an Schopenhauers zornige Verwarnung denken: „Meinen Fluch über Jeden, der bei künftigen Drucken meiner Werke irgend etwas daran wissentlich ändert, sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, einen Buchstaben, ein Interpunktionszeichen.“

Davids Prosa empfängt durch einen altertümlichen Beiklang ihr köstlichstes Cachet. Diese Eigentümlichkeit findet man nicht nur, wenn uns der Dichter eine Historia aus verflossenen Tagen vermeldet (wie in der Novellensammlung „Frühschein“, welches Buch Erzählungen vom Ausgange des dreißigjährigen Krieges enthält), sondern auch in seinen Geschichten aus der Gegenwart, in welchen J. J. David mit Vorliebe einen Chronikastil einfließen läßt: „Also war ihm denn der Tag gekommen, der ihm die Einsicht brachte, sein Einziger sei und tue schlecht nach seinen, des Alten, Begriffen, der ihn zwang, im eigenen Hause und mit aller Strenge des Richteramts zu walten. Es war da ein ganz junges Mädchen. Die Eltern waren ihm beide gestorben und es stand völlig allein auf der Welt und hatte dennoch inmitten der gleichmäßigen und freudlosen Arbeit, die ihm das Leben fristete und verzehrte, auch eine starke Sehnsucht nach dem Glück und der Sonne.“

Viel verhaltene Kraft bekunden Davids Romane. Er hat ihrer bisnun zwei geschrieben. Beide sind Wiener Romane, beide große, ernste Werke. „Am Wege sterben . . .“ schildert die Schicksale eines in Wien

selbst gewordenen Provinzstudenten (Davids Lieblingsgestalt), „Der Übergang“ den Verfall einer Patrizierfamilie — ein Schalantermotiv, aber auch mit Anzengruberscher Eindringlichkeit durchgeführt bis ins Letzte. Einige Szenen und Episoden — wie der verlotterte Adam Meyer seine Großmutter beraubt, die wehmütige Liebschaft des versonnenen Linerl Meyer mit dem Juristen Peter Gröger, eine wunderbar gemalte Heurigenfahrt nach Grinzing — prägen sich unvergeßlich in des halbwegs empfindsamen Lesers Gemüt. Das waren allemal nur die Offenbarungen wirklicher Künstler imstande. Und von diesen ist J. J. David einer der besten.

Philipp Langmann wurde zu Brünn am 5. Februar 1862 geboren, absolvierte 1880 die Realschule und 1885 die technische Hochschule seiner Vaterstadt, war dann bis zum Jahre 1891 als Fabrikchemiker, hierauf als Beamter der Arbeiterunfallversicherungsanstalt in Brünn tätig und lebt gegenwärtig als wirklich freier (und wohl infolgedessen von journalistischer Gunst nicht übermäßig besonnter) Schriftsteller in Wien. Wie viele in Max Halbe immerfort nur den Dichter der „Jugend“ oder in Gerhart Hauptmann den Dichter der „Weber“ schauen, so scheint auch der Name Langmann fast unausweichlich die Erinnerung an die großen Erfolge seines „Bartel Turaser“ auszulösen. Seither sind wohl schon an die zehn Jahre dahingegangen, inzwischen hat Langmann eine recht beträchtliche Anzahl von Theaterstücken fertiggestellt, ohne jemals auch nur annähernd an den „Turaser“ heranreichen zu können; obzwar vereinzelte Szenen der großzügig disponierten „Herzmarke“ von einer Wucht sind, die einem Vergleiche mit Björnsons „Über unsere Kraft“ standhalten kann.

Trotzdem glaube ich, daß Langmanns Begabung eigentlich mehr auf das Gebiet der Epik hinweist, als auf das des Dramas. Nicht, daß ich mich hiebei auf die Tatsache stützen wollte, daß Langmann seinen Novellen erst nachträglich dramatische Gestalt leiht („Die vier Gewinner“ und „Korporal Stöhr“, dieser als Novelle „Der Hafen“ betitelt). Denn, man wird zugeben, daß ein Autor auf die Verdeutlichung eines Stoffes bisweilen einen derart großen Wert legen kann, daß er den Gegenstand in Versen, Prosa und auf dem Theater vorbringen mag. Allein in den drei Langmannschen Novellenbüchern erblicke ich Vorzüge, welche auf den Bühnenbrettern nicht oder nur teilweise zur Geltung kommen können: subtilste Stimmungsmalerei, tiefe Gedanken — Langmann sinniert und spintisiert gar gern — Psychologie, Charakterisierung, Symbolik von einer Feinheit und einem Nuanzenreichtum, wie ihn das scharfe Licht der Rampe nun einmal nicht zuläßt. Und es ist interessant, wie Langmanns ansonsten nicht übermäßig gelenke Technik Schwung und Tempo bekommt, wenn er die Geschehnisse der Entscheidung zuführt:

„Was willst mit der Leiter?“

„Riemen aufwerfen auf die Maschin.“ —



Er schleppte sie mühsam unter die Welle, spreizte ihre Beine auseinander und probierte, ob sie auch sicher stehe . . . Ganz sicher!

Er stieg kouragiert hinauf. Jetzt sah er die Riemenscheibe in der Nähe; es schwindelte ihm vor dieser rast- und ruhlosen unaufhaltsamen Rotation — wie ein rasch dahinfließendes, wellenlos glattes, tiefes graphit-schwarzes Wasser — fort, fort, herum — wieder herum, achtzigmal in der Minute.

Der Riemen war nicht besonders schwer, aber schlüpfrig, pappig — er hob ihn mit Leichtigkeit und zwängte ihn an die Scheibe. Fest — so fest, daß sie sich endlich hätte bewegen fühlen können, das Leder auf ihren Rücken zu nehmen. — Schussast — klatsch. —

Sie nahm ihn aber nicht und rollte weiter, freudig wie ein junges Pferd, das soeben den Sattel abgeworfen hat. — — Noch einmal!

Gib acht! — Das Pferd ist tückisch.

Noch einmal! — Gib acht auf deinen Hemdärmel! — — Er kommt der Keilnase zu nahe! — Gib acht! — — Um Gotteswillen! — Der Keil streift schon den Ärmel! — Maxl aber drückt mit Jugendkraft den schmierigen Riemen an das Eisen. — —

Da — jetzt endlich ist es dem Keil gelungen, sich in die Ärmelfalte zu verfangen. — Eins — schon hat er ein Stück des Ärmels fünfmal herumgedreht und den darin befindlichen Arm festgeklemmt. — Eins, schon, schon biegt sich der Arm, er bricht, er bricht noch einmal — ein fünftes, sechstesmal — hinüber, hinüber, herum — — — herum, der ganze Körper fliegt, fliegt, rotiert um die Welle — humpf — humpf — humpf — humpf — humpf — das sind die runden Beine, welche jedesmal an die Decke schlagen — humpf — humpf — humpf — humpf — kein Laut — kein Schrei — das ist der Kopf — humpf — humpf — achtzigmal in der Minute.

— — — — —  
 — — — — — Aaaaaah — — — — aaaa —  
 — — aaa — alt — Aaaaaaaaaa — — haa — haaa — aaalt —  
 — — haalt!!!!

— — — Der Techniker rast durch alle Säle zur Maschine, zum Sperrventil, sein Weißes im Auge ist blau — seine Lunge und sein Herz stockt — — — endlich ruht die Bestie. — Bestie!! Bestie!!

Das Schwungrad steht stille, der Regulator sieht unschuldig d'rein, als wüßte er von nichts, — von der Kurbel fällt ein Öltropfen . . . .“

Es ist im allgemeinen töricht, einem Schaffenden mit guten Rat-schlägen „an die Hand“ geben zu wollen. Aber von Einem, der uns wie Langmann schon so viele Beweise unbeabsichtigter Heimatkunst gegeben hat, möchte man sich dennoch den schon so langerschten „Brünner Roman“ erhoffen dürfen. Wäre da Philipp Langmann nicht der rechte Mann am rechten Ort?

Schaukal Richard, JUDr., wurde am 27. Mai 1874 in Brünn geboren, absolvierte dort das Gymnasium, dann in Wien die Rechtsstudien, wo er auch 1898 den juristischen Doktorgrad erwarb. Im Jahre 1897 trat er in den politischen Dienst bei der Statthalterei in Mähren; seit 1903 ist er im Ministerratspräsidium in Wien. Nach seinen eigenen Mitteilungen übte auf ihn schon in frühester Jugend seine Mutter durch Erzählung von Märchen und durch Vorsagen von Gedichten großen Einfluß aus: er begann bereits mit fünf Jahren diktierend zu „dichten“, noch früher zu zeichnen. Größere Reisen in die Schweiz, nach Deutschland, Italien, Frankreich und England erweiterten seinen Horizont. Tiefe Eindrücke empfing er von Goethe, Kleist, Stifter, Pöschel, Musset, Verlaine, Boyle und Schopenhauer. Dann waren es besonders Velasquez, Giorgione, Rubens, Watteau, Schubmann, Wagner (Tristan) und Bizet (Carmen), welche für ihn „aeelische Ereignisse“ bildeten.

Hätte man den Dichter Richard Schaukal mit einem Wort zu kennzeichnen, so wäre es wohl das Wort: „Formkünstler“. Durch alle Bücher Schaukals geht das geistliche Streben, die äußere Gestalt mit allen gewollten artistischen Absichten restlos in Einklang zu bringen.

Schon in den 1896 erschienenen Versen des damals Zweiundzwanzigjährigen verblüfte die Selbstherrlichkeit, welche es sich nicht genugsein ließ, neue Adjektiva zu bilden (was zu jener Zeit ein wenig Modesache gewesen war), auch die selbstsichere Art, die Verszeilen abzuschließen und zu binden, brachte eine neue Note.

Schaukals Lyrik war anfänglich keine unmittelbare. Einflüsse waren bemerkbar: Eichendorff, Heine, Gauthier, Bandelaire, Verlaine, von dem uns Richard Schaukal solch bravuröse Nachdichtungen geschenkt hat, daß sie alles, was uns sonst als verdeutschter Verlaine geboten wird, weit, weit hinter sich zurücklassen. Der geistreiche Satz: „Une traduction est une tenture de gobelins vue au revers“ verliert hier seine Gültigkeit. Nur eine Probe:

(Aus Verlains „Buch der Weisheit.“)

Der Himmel ist über dem Dache  
So blau, so lichte,  
Ein Baum wiegt über dem Dache  
Seinen Wipfel im Winde.

Die Glocke im tiefblauen Raume  
Klingt zart und leise,  
Ein Vogel singt oben im Baume  
Seine Klageweise.

Mein Gott, o mein Gott, dieses Leben,  
Wie einfach fließt es.  
Das friedliche Lärmen daneben  
Vom Städtchen grüßt es.

Was weinst du denn, armer Geselle,  
 Bei Tag und bei Nacht.  
 Was hast du, sag', armer Geselle,  
 Mit deiner Jugend gemacht? —

Auch das „Was“ seiner frühen Verse schöpfte Schaukal vorerst nicht aus seinem eigenen Ich, sondern der in den Künsten vieler Epochen Erfahrene, ließ sich willig inspirieren: Velasquez, Goya hat er (prächtig!) getroffen, Lionardos Handzeichnungen haben Schaukal zu tadellosen Sonetten begeistert, Pierrots und Colombine's parfümiertes Getue hat er in präziösen Watteau-Bildchen aquarelliert, Renaissance, Minnesängerzeit, Cinquecento und Rokoko in Worte eingefangen:

### Rokoko.

Schwere silbergraue Portiären,  
 weiße Göttergestalten mit großen leeren  
 Augen, verschlafne Konsolenuhren,  
 possierliche Porzellanfiguren  
 auf Marmortischen mit goldenen Beinen,  
 schwarze Katzen aus grünen Steinen  
 lustern blinzeln auf hohen Kaminen,  
 weiche Causeusen hinter Gardinen,  
 geblumte vergoldete Garnituren,  
 und ein Spinett und die exquisite  
 Gavotte lehnt noch aufgeschlagen,  
 die leicht vergilbten Seiten tragen  
 am Rande rechts unten einer Marquise  
 zierlich gewölbte Nagel Spuren  
 die damals hochgemiedert hier  
 saß und spielte mit sanft gebogenen  
 feinen Brauen mit großen verlogenen  
 blauen Augen mit puderbestäubten  
 Locken vor Herrn die ans Irdische glaubten  
 und an den Hurihimmel auf Erden,  
 die mit Spitzenmanchetten und halben Gebärden  
 in einer sublimen schmalen Manier  
 ihr Kräusoljabot aus den Westen zogen  
 und schlanke Rohre träumend bogen  
 mit Silberknäufen und Freiherrnkronen,  
 die mit dem Parfum der Sonnenzonen  
 ihre heimlichen zärtlichen Aventuren  
 feuchteten und mit gewandten Allüren  
 den alten Gott in die Grube legten  
 über die sie sich schwächig und höflich bewegten  
 in kleinen Schritten mit scherzenden Worten . . .

Wer öffnet mir die verriegelten Pforten  
zu dieser Welt der blassen Nuancen  
der Madrigale und Medisancen?

Über unterschiedliche Manieren und durch mannigfache Techniken ist Richard Schaukal zu einer aristokratischen Simplitätatskunst gekommen. Er hat heute nicht nötig, sich Anregungen aus anderen Gebieten herzuholen, er braucht auch nicht mehr lyrische Requisiten — schwarze Schwäne, schwarze Schlangen — um seiner Lyrik Hintergrund, Stimmung und Stil zu geben. Nunmehr wirken Schaukals Verse durch sich selbst und aus sich selbst:

Stamm an Stamm wächst schwärzer schon  
in den bleiern bleichen  
Himmel. Unkenklageton  
schwillt aus braunen Teichen.  
Leis und tief im Auenried  
schauern müde Winde,  
schläfrig streicht ein Schlummerlied  
durchs Gezweig der Linde.  
Nun verstummen nah und fern  
alle Vogelstimmen.  
Tau fällt rings, den ersten Stern  
seh ich still verglimmen.

Von Schaukals Prosabüchern seien „Von Tod zu Tod“ und „Mimi Lynx“ genannt. Eine Selbstanzeige in der „Zukunft“ (7. Dezember 1901) spricht als Zweck des Buches „Von Tod zu Tod“ aus: „Das Merkwürdig-Maskenhafte im banalen Leben des Tages, das Seltsam-Lebendige des Traums, in sorgfältig gesetzten Worten dargebracht, soll meine Freunde erfreuen. Mein unerreichbares Vorbild ist unser größter Prosaist Kleist.“ Dieses Buch, welches auf ein jahrelanges Bemühen um die Schaffung eines neuen deutschen Prosastils zurückzuführen ist, wurde später vom Verfasser selbst als „mißglückt“ bezeichnet.

Ein Dichter für die Vielen ist Richard Schaukal nicht. „Gib dich nicht der Menge!“ ist das ungeschriebene Motto aller seiner Bücher. Er ist ein Stolzer, ein Eleganter, ein Seigneuraler.

\* \* \*

Strobl, Karl Hans, JUDr., k. k. Finanzkonzipist, geboren am 18. Jänner 1877 zu Iglau. Lebt in Brünn.

Ein in meinem Besitze befindlicher Brief enthält mehrere, das literarische Profil Strobls so glücklich charakterisierende Linien, daß ich mir nicht versagen kann, diese „Bekanntnisse“ hierherzusetzen:

„... Meine Großeltern konnten weder lesen noch schreiben. Der Großvater war zuerst Müllerknecht und wanderte. Es war damals noch

die goldene Zeit, da es echte Wanderburschen gab, Burschen, denen das nächtliche Rauschen der Fichten vertraut war und die jedes Ornament an der sternengestickten schwarzsaamtenen Decke ihres Himmelbettes kannten. So zog mein Großvater von Mühle zu Mühle und hat alle die seltsamen Geschichten selbst erlebt, die er an dämmernden Abenden zu erzählen wußte. Von der Trud, die eigentlich des Müllers Weib war, vom „Klagweib“, die wie ein Bündel verwirrter Fäden vor den Bauernhöfen tanzte in denen jemand sterben sollte, vom toten Müller im Mahlkasten und vom feurigen Hund, so groß wie ein Kalb, dem mein Großvater oft im Hohlweg begegnete. Alle diese Geschichten waren für den Bubens weit bewunderungswürdiger als die schönsten Märchen, denn der Großvater hatte sie ja wirklich selbst erlebt. Zum Dank dafür spielte ich ihm auf meinem Theater die ganze „Jungfrau von Orleans“ vor, mit allen fünf Akten und ganz ohne Strich und es dauerte vom Mittagessen bis zum Nachtmahl und als man Licht brachte, war der Großvater halb gestorben vor Kunstgenuß. Mehr Anklang fand das „Erdbeben von Lissabon“, das erste meiner Stücke, das aufgeführt wurde und in dem der Theatermaschinist weit über dem Dichter stand. So gewann ich schon damals einen tiefen Einblick in die Psychologie des zeitgenössischen Publikums und in die Grundbedingungen unseres Theaterbetriebes. Das „Erdbeben von Lissabon“ machte volle Häuser und als ich Grillparzers „Libussa“ aufführen wollte, mußte ich die Vorstellung wegen Mangels an Besuch absagen.

Nachdem ich in der Schule, dem Gymnasium zu Iglau, gelernt hatte, daß die Klassiker durchaus kein Kinderspiel, sondern der Stoff zu Haus- und Schularbeiten, zu Analysen und Redetübungen seien, entsagte ich ihnen auf längere Zeit und wurde zu Prag Couleurstudent. Die ersten vier Gymnasialjahre hatte ich in einem alten Jesuitenhaus zugebracht, wo im Erdgeschoß die Mäuse über den Fußboden liefen und eine stets willkommene Unterbrechung des Unterrichtes bewirkten, wo den ausgestopften Viechern im „Lehrmittelkabinett“ vor Melancholie und Feuchtigkeit die Haare ausgingen und wo einem Ichneumon — einem Untier von Ichneumon, das aussah, wie ein allzu fest gestopftes Sophakissen mit vier Beinen — grüne Schimmelpilze wuchsen. Die andere Hälfte der Mittelschuljahre brachte mich in ein neues, sauberes Gebäude, das weniger feucht, aber auch weniger romantisch war, als das alte Jesuitenhaus, in dem in dunkeln Ecken und hallenden, gewölbten Gängen die Vergangenheit flüsterte. Besonders enttäuschte mich der Karzer, der sich zum alten Karzer verhielt, wie ein modernes Zwangsarbeitshaus zu einem kühnbergischen Burgverlies. Insgesamt saß ich in beiden Räumen gerade vierundzwanzig Stunden. Im neuen Karzer las ich — ich war wegen Beteiligung an einem Maskenball, auf dem ich meinem Klassenvorstand gesagt hatte: „Schöne Maske, ich kenne dich“, eingesponnen — Immermanns „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken.“ Der „Oberhof“ wird mir immer in Erinnerung bleiben. Als ich nach Prag kam, glaubte

ich wieder in die Sphäre des alten Jesuitengymnasiums einzutauchen. Wieder dunkle Ecken und hallende, gewölbte Gänge. Ich war wieder im Mittelalter. Die Mäuse, die hier den Unterricht störten, waren kleine Mädchen und die Feuchtigkeit, die hier meine Lehrmittel vernichtete, stieg aus Biergläsern auf. Das Waffenhandwerk betrieb ich mit Eifer. Richard Wagner erweckte meine erstarrten künstlerischen Neigungen. Als ich eines Abends nach einer mehrstündigen Säbelpartie von der obersten Galerie des Neuen Deutschen Theaters die „Götterdämmerung“ anhörte, bemerkte ich, daß man mir sehr zuvorkommend Platz machte. Nach einigem Nachdenken fand ich den Grund in dem nicht angenehmen, aber kräftigen Jodoformgeruch, den meine frischen Verbände ausströmten. Von nun an salbte ich mich öfter mit Jodoform, wenn ich mich irgendwo nach vorne drängen wollte. Auch eine tiefe Lebensweisheit: man muß sich unangenehm machen, wenn man sich durchsetzen will. Zu den großen Eindrücken meiner Prager Zeit gehört der Badeni-Aufstand im Jahre 1897. Bald nachher schloß ich meine Hochschullaufbahn und zog ins Philisterium. Zweite Periode, Titel: „Sammlung und Einkehr“. Es wurde stiller um mich. Ich war wieder in meiner Vaterstadt Iglau, zuerst bei Gericht, dann bei der Finanz. Langsam bekam ich die neuen Augen, als welche bekanntlich Töne sehen und die neuen Ohren, welche die Farben hören. Die „Gesellschaft“, die „Jugend“ und „Ver sacrum“ (die Zeitschrift der Wiener Sezession) entfalteten ihre Fahnen. Ich mit grimmen Landsknechtsmanieren, unentwegt, immer bereit einen „Alten“ abzuschlachten, hohfunkelnd und auf alle „Rückständigen“ sackpfeifend hinterdrein. Bei Tag und Nacht tat ich nichts anderes als „beobachten“. Alles war neu und wunderbar. Wenn wo was war — ich fingt und machte meinen Reim darauf. Oder vielmehr keinen Reim, denn ich war freier Rhythmiker im Gefolge Arno Holzens. Noch bewahre ich eine Lade voll lyrischer Momentphotographien aus dieser Zeit des Sehendwerdens. Zum Schriftsteller wurde ich erst, als mich die vorgesetzte Behörde vor fünf Jahren nach Brünn berief. Die alte Heimat lag dahinten, es war nötig, eine neue zu begründen und mich in ihr festzusetzen. Einige Bücher entstanden, mehrere wurden versucht und verworfen. Von solchen Dingen ist wenig zu sagen, wenn sie noch so nahe sind. Das Stadttheater nimmt einen Teil meiner Kraft in Anspruch. O diese Wonnen des kritischen Amtes! Manchmal muß ich an ein Bibelwort denken: es scheint, als sei mir auferlegt alles nachzuholen, was mein Großvater in seinem mehr als achtzigjährigen Leben zu schreiben unterließ. Ich möchte . . . ich möchte . . . „Ja was möchten wir nicht alles“, schreibt Paul Scheerbart auf eines seiner närrischen und weisen Bücher.“

Ehe ich etwas über Karl Hans Strobl selbst sage, muß und will ich konstatieren: Strobl ist mein Freund. Daher dürfte ich über ihn nach überliefertem Literatenbrauche — gar nicht schreiben. Ich bekenne freimütig, daß ich solche „Logik“ nicht begreife. Es sei keineswegs geleugnet, daß infolge persönlicher Beziehungen da und dort ein Autor der Öffent-

lichkeit unverdienterweise oder doch über Gebühr anempfohlen wurde. Aber muß da gleich generalisiert werden? Sollen wir lieber weiter zuschauen, wie unsere Leute im eigenen Lande Verständnislosigkeit, Mißtrauen, Spott finden, während man sie „draußen“ schon längst gelten läßt, anerkennt, hochhält? Soll denn die Galerie jener Österreicher, die an der — typischen? — Teilnahmslosigkeit ihrer Landsleute zugrunde giengen, immer noch vermehrt werden? Ich glaube, wir sollten uns vielmehr vom ganzen Herzen freuen über die vielen Begabungen, denen wir — zumal unter den Jungen — begegnen können, wenn wir nur wollen. Ich glaube, daß jedermann, unbeirrt durch hämische Zurufe und neidische Interpretierungen, nach besten Kräften helfen mußte, unseren österreichischen Talenten den Weg zu ebnen. Mehr brauchten und brauchen sie ja nicht. Gehen werden sie schon können.

Strobls erstes Buch erschien im Jahre 1901. „Aus Gründen und Abgründen“ war es benannt. Der Untertitel besagte: „Skizzen aus dem Alltag und von drüben.“ In diesem Buch steckt schon der ganze Dichter, als welcher sich Karl Hans Strobl nachmals erwiesen hat: Ein Mensch, der mit frundsbergmäßiger Breitspurigkeit im Leben stehend, an allem Realen des Alltags seine helle Freude hat, raustustig, deutsch, derb, dabei begabt mit Organen auch für die allerletzten Schwingungen von drüben. Hier war Einer, der beherzt hineingriff ins Menschengewimmel, Einer, dem sich aber auch die Natur mit Wolkenmännern und Faunen und Meerweibern bevölkerte: Wirklichkeitskunst und böcklinische Phantasie.

„Skizzenbuch einer reifen Liebe“ nennt sich Strobls zweites Buch: „Und sieh', so erwarte ich Dich!“ Ein Bekenntnisbuch, ein kühnes, trotziges — ein Nietzschewort zum Geleite und auch sonst auf vielen Seiten ein Abglanz der stolzschreitenden Zarathustra-Sprache: „In dem braunen, sammtenen Schweigen der Nacht finde ich mich wieder . . . Der Tag hat tausend scharfe, schneidende Messer. Seine Geräusche sind ätzende Säuren, die die Haut zerstören und das Fleisch verwunden . . . Aber wenn die Nacht kommt, wenn das tiefe Schweigen aus den dunklen Gefäßen der Seele aufsteigt, dann hüllen sich die Dinge wieder in ihre schweren purpurnen Mäntel und die Säume blitzen von Gold und Silbersternen . . .“

Zwei Broschüren folgen: „Die Weltanschauung in der Moderne“, „Der Buddhismus und die neue Kunst“ Zwei Schriften, die geschrieben wurden „um mit Eindrücken fertig zu werden“. Im übrigen nicht üble Beispiele, wie man einen ansehnlichen Fond von exakten Ergebnissen mit individuellen Forderungen, wie man wissenschaftliches Tatsachenmaterial mit eigenpersönlichen Schnähtüchten in Harmonie zu bringen, zu angenehmer Lektüre zu runden habe.

Hierauf kam „Die Vaclavbude“, ein Studentenroman, zu welchem das Prag der stürmischen Badeni-Tage den historischen Hintergrund bildet. Ein Buch, das mit Recht Aufsehen erregt hat; leider zu sehr durch die getriebene Brille politischer Parteizugehörigkeit betrachtet wurde, als daß man

es auf seine künstlerischen Qualitäten — und bitteren Wahrheiten — angesehen hätte. Jedenfalls ist es ein Wurf, ein Freskogemälde mit genialen Pinselstrichen nur so „hingehauen“, von einer im Deutschen ganz ungewöhnlichen Plastik der Darstellung. Kapitel wie „Allerseelen“ und „Auf Messur“ dürften wohl die äußerste Grenze dessen sein, was einem scharfsichtigen und feinhörigen Naturalismus zu erreichen überhaupt vorbehalten ist. Was der Dichter selbst mit dem Buche wollte, sagt seine „Selbstanzeige“ („Zukunft“, 16. August 1902):

„Ich kann leider nicht verhindern, daß jeder, der mein Buch in den Anlagen sieht, sofort an Meyer-Försters vom Erfolg gekrönte Marlittade „Alt-Heidelberg“ denkt. Doch wünsche ich eine reinliche Scheklung. Hinter der nationalen Bewegung des Baden-Rummels wollte ich die geheimen Unterströmungen und Grundmelodien allen Lebens zeigen. Man kann sie in dem Wort des Weisen von Ephesus: „Der Streit ist der Vater aller Dinge“ finden. Oder auch in Tycho de Brahes Reden von den „Wollenden“, der seltsamen Suggestivkraft des Willens auf die Zukunft des Individuums und der Völker. Ich schildere eine gährende Zeit. Ich kann also nur Fragen aufwerfen, nicht sie beantworten. Und ich will es auch nicht. Denn darin liegt der ewige Reiz des Werdens, daß es uns die Zukunft im dichten Schleier der Zeit zeigt. Meine Studentengeschichte hat vielleicht nichts von der frühlichen Sicherheit der reichsdeutschen Studenten an sich, aber viel Ernst und eifriges Suchen, daneben freilich viel Mystisches, Verschwommenes, Ekstatisches und Dumpfes. Prag liegt eben in der Mitte zwischen Westen und Osten. Hier tritt an den Deutschen zuerst das Slawisch-östliche mächtig heran. Im Einzelmenschen habe ich diese Mischung in dem aus der Völkerkreuzung entstandenen Horak gezeigt. Horak spricht zuerst von einem Aufgeben Prags, er selbst ist aber dann gerade am meisten erbittert und schließlich der einzige, der Ernst macht und einen tschechischen Gegner niederschleift. Dadurch wird er — hier wieder die fatalistische Resignation des Slawen — das einzige Opfer, das die Deutschen meines Romans bringen. Die Reformbedürftigkeit des Studententums, seine Lächerlichkeiten und Auswüchse habe ich so nebenbei gestreift.“

Ein Essay „Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung“ ist das vierte Stück, das Strobl im Jahre 1902 veröffentlichte. Ein sympathisches Kompliment für einen der tüchtigsten Köpfe unter den Modernen. (Nebenbei erwähnt ist K. H. Strobl auch ein recht sehr beachtenswerter Vertreter der von Arno Holz zuerst in ein System gebrachten, nicht-reimenden, aber rhythmischen Lyrik.)

1903 erschien ein Schauspiel, „Die Starken“. Das nächste Jahr brachte einen österreichischen Provinzroman „Der Fenriswolf“, das folgende „Die Eingebungen des Arphaxat.“ Dort ein gewissenhaftes Register aller Müßigkeiten einer kleinen Stadt, aus deren lauwarmer Selbstgenügsamkeit sich vier junge Menschen zu einem apollonischen Bunde erheben; da, „dem Teufel Arphaxat in dankbarer Freundschaft“ zugeeignet, merkwürdige Geschichten, geheimnisvolle Begebenheiten, in untadeliger Technik erzählt. Über den „Fenriswolf“ sagt der Dichter in der „Zukunft“ (Selbstanzeige, 19. Dezember 1903):

„... Nun habe ich ein Schicksal zu gestalten versucht, das an dem spezifischen Stumpfsinn der österreichischen Provinz zugrunde geht, ein Schriftsteller- und Menschenschicksal. Schildburg und Krähwinkel sind mit Recht in deutschen Landen zu suchen und zu finden. Aber es kann im ganzen Deutschen Reich kein so gottverlassenes Nest



gehen wie dieses österreichische Provinzialstädtchen Rohrburg . . . Kein großer Gedanke, kein heißer Haß, keine wilde Liebe erhebt sich aus dem Sumpf der Provinz. Alles dümmert dahin in einem Druck, der alles Geistige ertötet, alles Funkelnde auslöscht. Die Bürger von Rohrburg sind Pessimisten, ohne es sich einzugestehen. Zyniker, ohne es zuzugeben. Menschen, die nicht mehr zu hoffen haben. Ihre Wünsche sind ohne Kraft und selbst ihr Zorn glimmt nur leise dahin. An diesem stumpfsinn, an dieser trostlosen Verödung stirbt ein Mensch. Die neue Zeit kommt verspätet und zögernd in diese Stadt und erweckt hier den Sturm in der Herzen von einigen jungen Leuten, den selben Sturm, der draußen schon verbraust ist. Sie möchten gern die Stadt erwecken, die sie lieben. Aber hier ist totes Wasser. Die Wellen antworten dem Wind nicht — und so zieht der Sturm vorüber. Die Stadt schläft wie zuvor . . . Ich möchte die großen Errungenschaften der neuen Zeit, alle Künste der Technik in meiner großen Liebe zur Kunst vereinigen und den Roman unserer Zeit schaffen, einen Roman, der nicht dem Naturalismus angehört, noch der Neuromantik oder dem Symbolismus, sondern allen zusammen . . .“

Bedenkt man, daß Karl Hans Strobl erst seit vier Jahren „de la littérature“ ist, so mag man wohl über die Zahl seiner Bücher erstaunt sein. Doch das, was unser Autor verlegen läßt, ist nur ein kleiner Teil seiner überreich gefüllten Schreibtischladen: Strobl schafft mit spielender Leichtigkeit — seine Manuskripte zeigen fast keine Korrektur.

Nicht ohne Grund hat man Karl Hans Strobl einen „Dichter der Kraft“ genannt. Wie charakteristisch für ihn sind doch nur die Ausgänge seiner beiden Romane:

„ . . . Und über seine Leiche weg tobte der Kampf der stärker Willenden weiter, der Kampf der Rassen und Kulturen, das Leben in seiner ganzen jauchzend-schönen, glühenden, blutrünstigen Grausamkeit.“ (Vaclavbude).

„ . . . Und über der weiten Festwiese, auf der die Gegenwart im Mummenschanz aller Jahrhunderte durcheinanderflutet, steigt ein starker, zukunftsheißer Strom von Leben empor.“ (Fenriswolf.)

Über alles Graue, alles Enge, alles Leid, über jegliche Erdlornot triumphiert bei Strobl am Ende immer doch das brausende, ewige Leben: jubelnde Bejahungen sind seine Bücher.

Er ist unsere beste Hoffnung.

\* \* \*

Müller Hans, JUC., geboren 25. Oktober 1881 zu Brünn, absolvierte dort das Gymnasium, dann die Rechtsstudien in Wien. —

### Kinderseelen.

Kinderseelen

Mußt du wundersam weiten.

Lehr sie die Sterne zählen,

Lehr sie Unmöglichkeiten.

Führ sie durch keimende Gärten

Und laß sie nach Früchten fragen,

Mußt sie stählen und härten.

Im Sehnen und Entsagen.

Führ sie ans rauschende Meer  
 Mit seinen ewigen Fernen,  
 Das Wohin? und Woher?  
 Müssen sie zeitig verlernen.  
 Laß sie die Sonne sehn,  
 Die täglich kommt und schwindet,  
 Das Veilchen laß sie verstehn,  
 Das neuen Frühling kündet.

Schon an diesem Gedichte, das in Hans Müllers erstem Versebändchen „Dämmer“ zu finden war, kann man ersehen, in welchem innigem Schimmer die Worte erglänzten, wenn sie der jugendliche Künner zu Versen flocht.

Seitdem ist Hans Müller vom Künner zum Künstler gewachsen, seine von Hans aus grazilen Gedichte sind immer klingender und beselter geworden: es ist Musik von reizvoller Lieblichkeit, die man da zu hören bekommt:

Andante aus einer Sonate.

Die Gräfin spricht in milder Abendruhe  
 Von ihrem wundersamen Lebenslauf,  
 Und eine höchst geheimnisvolle Truhe  
 Tut sie vor scheuen Mädchenblicken auf.

Hier schlummern graziöse Liebespfänder,  
 Die zärtlich flüstern: Je vous aime, ma chère.  
 Es sind die lang verblichenen Gewänder  
 Vom Duft verschwiegener Juninächte schwer.

Wie ist dies alles glücklich überwunden!  
 Nur noch ein Seufzer zittert leise nach  
 Und bringt den Rausch verliebter, süßer Stunden  
 Ein milder Glanz durchgoldet das Gemach.

Die Gräfin nickt fast ein . . . Ach ja, das Alter,  
 Man wird doch müd und wie ein Kind dabei.  
 Jetzt singt im Hof der brave Schloßverwalter  
 Mit seinem sanften Baß die Loreley.

In der „lockenden Geige“, Hans Müllers zweitem Gedichtbuch, lag ein derartiger *embarras de richesse* an Grazie, daß die neunmalweisen Literaturpropheten schon zu orakeln anhuben, der Dichter sei beständiger Süßlichkeit verfallen.

Daß dem nun nicht so war, bewies „Der Garten des Lebens“. In dieser biblischen Dichtung zeigt Hans Müller, daß ihm nicht bloß Süß-Schmeichlerisches, Kokett-Filigranes glückt, daß er vielmehr auch zum Ausbauen von gar mächtigen Entwürfen ausgezeichnet befähigt sei. Symphonisch angelegt, reich an ornamentalem Schmuck und farbensenften Bildern, rauscht hier seine Sprache wie ein mächtiger Strom.

„Das Buch der Abenteuer“ umschließt acht Novellen, die anders sind, als Novellen von Lyrikern zu sein pflegen. Ist man sonst in den Prosaarbeiten unserer Lyriker an ein Zuviel handlungsbemühender Schildereien nachgerade gewohnt, so überrascht hier straffe Komposition des buntbewegten Geschehens doppelt angenehm. Und mit „Nux, der Prinzgemahl“, der Schlußnovelle des Buches, hat uns Hans Müller etwas so Entzückendes geschrieben, daß ich dieser von den Silberglöcklein eines frischen Humors umkichertheu, im besten Sinne „echt österreichischen“ Novelle nicht viel Gleichwertiges gegenüberzuhalten wüßte.

„Wenn das Wort „Der Zeit ihre Kunst“ auf das Gebiet der erzählenden Literatur bezogen werden darf, dann stellt uns die sogenannte „Skizze“ den reinsten Ausdruck modernen poetischen Schaffens dar. In ihrer launischen Sprunghaftigkeit, dem eigenwilligen Unterstreichen willkürlicher Orgelpunkte, dann wieder der reuelosen Vernachlässigung aller Übergänge und tieferen Zusammenhänge ist sie, eine Halbachtweiser Impressionistischer und besonders pointillistischer Malmanier, die stammelnde Sprache der bekümpften und darum selbst geängstigten Großstadthaut. In der Tat haben eminente Künstler in der Skizze ein verwirrend vielstimmiges, zart reagierendes Instrument gefunden, um darauf die sehr differenzierten Emotionen ihrer Großstadtselen nachschwingen zu lassen. Aber seit Jahr und Tag schwingt nun noch das Instrument; und es sind nicht eben eminente Künstler, die an seinen Saiten zerren. Ich müßte hier meinen kräftigen, angeekelten Haß gegen den nachgerade zur Plage gewordenen dürftigen Zwitter der „Skizze“ ohne Rückhalt aufschreiben und meine Genugtuung obendrein, daß die Anzeile eines eigenen Novellenbuches mir Anlaß dazu geben kann. Nein: die Linie, die von unserem göttlichen Kleist, dem unausschöpflichen Hoffmann herführt und bei Keller, Meyer und Storm, ohne die Horizontrichtung zu verlieren, kleine Ausbuchtungen macht, diese Linie sollte nicht durchaus im Gewühl und Gewimmel leichtfertiger Skizzlererei sich verlieren. Lauter ertöne wieder einmal der Ruf nach der kostbaren Kunstform der deutschen Novelle, die nicht — wie die kompakte Mehrheit mutmaßt — sich durch Zentimetermaße von der Skizze und vom Roman abgrenzt, vielmehr durch die im tieferen Sinn novellistische Fabel und durch eine straffe, knapp gezügelte Art, der Gestaltung, worin das Sonderbarste aus seinen Voraussetzungen geholt, das Unmögliche möglich macht, eine fremdartige Begebenheit, ein nicht alltägliches Schicksal als glaubhafter Ansehnitt aus einem höheren Leben geformt werden muß. Im „Buch der Abenteuer“ dominiert diese Bestrebung; durchaus nicht im Sinn eines vorgefaßten Programmes, sondern als künstlerischer Niederschlag einer — vielleicht ein wenig archaischen — Kunstanschauung. Ganz erreicht wird freilich Zweck und Wunsch des Buches nur sein, wenn das Urteil seiner Leser mich desavouiert; wenn sie ihrer Anschauung Raum geben, daß meine letzte Absicht nicht war, eine Linie fortzusetzen, vielmehr kluge Leser anzuregen, nachdenklich zu stimmen, aufzurütteln, zu unterhalten. Denn — um ein letztes Bekenntnis hier anzufügen — auch darin stimme ich mit etlichen deutschen Erzählern nicht überein, daß es zur Vortrefflichkeit eines Prosabuches bereits genüge, wenn das Prosabuch ein Schatz von schlafördernder Langweile sei.“ (Selbstanzeige des „Buches der Abenteuer“ in der „Zukunft“ vom 19. August 1905.)

Wie Hans Müller seinen Weg auffaßt, zeigen folgende Zeilen eines an mich gerichteten Briefes, als ich ihn um eine Selbstbiographie ersuchte: „Soll ich meine Ziele enthüllen? Ich habe nur eines: mich zu wirklicher Reinheit, zu menschlicher Größe loszurigen. Die Stationen dieses steilen, leidensvollen Weges sind meine Dichtungen.“

\* \* \*

Nach Schaukal, Strobl und Hans Müller wäre in einer Darstellung der mährischen Moderne noch so Mancher anzuführen:

Helene Hirsch (geboren am 27. November 1863 zu Nemoschitz, Volksschullehrerin in Brünn) etwa, deren preisgekrönter Einakter „Ein Ausgewählter“ seinen Weg über zahlreiche Bühnen des Inlands wie des Auslands gemacht hat; auch das einaktige Schauspiel „Im Himmelreich“ wertet man mit Freuden als angenehme Probe eines Bühnentalentes. Franz Schamann (geboren 4. September 1876 in Brünn, lebt in Wien), ein Grabbe-Naturell voll ungezügelter Dranges und — wie vornehmlich seine dramatische Skizze „Liebe“ zweifelsohne dartut — eine Begabung von bedeutender Durchschlagkraft; Karl Wilhelm Fritsch (geboren am 7. Juli 1874 in Teschen, k. k. Finanzkonzipist in Brünn), dem zuweilen Geschichten von aparter Phantastik gelingen und der sich auch sonst gern und fleißig mit Ästhetik beschäftigt.<sup>1)</sup>

Und unter den Jüngsten regen sich mehrere, die genug Schönes verheißen.

Was uns not tut, das wäre eine gänzlich unabhängige Zeitschrift, in der Alle, die künstlerisch etwas sagen wollen, unbekümmert zum Worte gelangen könnten. Denn, ist es gradheraus gesagt nicht eine Schande, daß wir Jungen uns immer noch an reichsdeutsche Zeitungen wenden müssen, wenn wir einmal etwas, das uns so recht am Herzen liegt, klipp und klar aussprechen wollen? Und ist es eigentlich nicht ein Skandal, wenn Bücher, die österreichisch sind von der allerersten bis zur allerletzten Seite in Berlinerischen Verlagen erscheinen müssen? „Müssen“ — weil für sie ein österreichischer Verleger absolut nicht zu haben ist!

Aber auch so braucht uns um die Zukunft der mährischen Moderne nicht bange zu sein.

---

## Bibliographisches.

Jakob Julius David.

1890 Höferecht. Erzählungen.

1891 Die Wiedergeborenen. Erzählung.

1891 Blut. Erzählungen.

---

<sup>1)</sup> Vielleicht darf auch ich mich hier in einer Fußnote erlödigen. Ich bin am 23. April 1877 in Brünn geboren und lebe bis jetzt hier. Eine Sammlung von Skizzen („Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten“), eine Monographie über Otto Julius Bierbaum, ein Bändchen Gedichte („Empfindsames Notierbüchlein“) ist das, was von mir bisher im Buchhandel erschienen ist. Ein burlesker Einakter („Literaturzigeuner“), am Brünnener Stadttheater schmähhelst niedergezischt, gefällt mir auch heute noch von meinen Sachen am besten. Im übrigen weiß ich mich von ungeduligen literarischen Aspirationen frei und bin es vorläufig zufrieden, wenn ich in schriftstellernder Tagesarbeit auf das viele Schöne, das der Büchermarkt bringt, hinweisen, vor Schund warnen kann.

- 1891 Hagens Sohn. Schauspiel. (Sämtlich bei Heinrich Minden in Leipzig.)  
 1891 Gedichte.  
 1892 Probleme. Erzählungen. (Bei G. H. Meyer in Berlin.)  
 1893 Ein Regentag. Drama in 3 Aufzügen.  
 1896 Fröhliche. Erzählungen.  
 1896 Neigung. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen.  
 1897 Vier Geschichten. Erzählungen.  
 1899 Am Wege sterben. Roman.  
 1900 Die Troika. Erzählungen.  
 1901 Der getreue Eckardt. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen.  
 1902 Der Übergang. Roman. (Alle bei Schuster & Loeffler, Verlag, Berlin.)  
 1903 Stromabwärts. Erzählungen. (Wiener Verlag, Wien.)  
 1904 Die Hanna. Erzählungen.  
 1904 Anzengruber. Band II der Monographiensammlung „Die Literatur“.  
 1905 Mitterwurzer. Band XIII der Sammlung von Monographien „Das Theater“. (Diese drei bei Schuster & Loeffler in Berlin.)  
 1906 Wunderliche Heilige. Erzählungen. (Wiener Verlag in Wien.)

#### Philipp Langmann.

- 1893 Arbeiterleben. Novellen.  
 1895 Realistische Erzählungen.  
 1895 Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen.  
 1897 Bartel Turaser. Drama.  
 1898 Die vier Gewinner. Lustspiel.  
 1898 Unsere Tedaldo. Drama.  
 1899 Verflogene Rufe. Novellen.  
 1900 Gertrud Antleß. Drama.  
 1901 Korporal Stöhr. Drama.  
 1901 Die Herzmarke. Drama.  
 1903 Gerwins Liebestod. Drama in vier Akten.  
 1904 Leben und Musik. Roman.  
 1905 Anna von Ridell. Drama. (Sämtlich im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.)

#### Hans Müller.

- 1900 Dämmer. Gedichte. (E. Piersons Verlag, Dresden.)  
 1903 Die lockende Geige. Gedichte. (Albert Langen, München.)  
 1904 Der Garten des Lebens. Eine biblische Dichtung. Verse. Mit Buchschmuck von M. J. Gragl. (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.)  
 1905 Das Buch der Abenteurer. Novellen. (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.)

Franz Schamann.

- 1901 Liebe. Dramatische Skizze in vier Akten. (Wiener Verlag, Wien.)  
 1902 Mährische Geschichten. (Österreichische Verlagsanstalt, Linz.)  
 1903 Überwinder. Dramatisches.  
 1903 Passion. Vier Akte. (Beides bei Julius Werner C. G., Leipzig.)

Richard Schaukal.

- 1893 Gedichte. (Bei E. Pierson, Dresden.)  
 1894 Rückkehr. Ein Akt. (E. Pierson, Dresden.)  
 1896 Verse (1892—1896.) Rudolf M. Rohrer, Brünn.  
 1897 Meine Gärten. Einsame Verse. (Schuster & Loeffler, Berlin.)  
 1897 Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Liedern (1797—1856.)  
 Ein Brevarium zum 100. Geburtstage (13. Dezember 1897.)  
 (Berlin, Fischer & Franke.)  
 1898 Tristia. Neue Gedichte aus den Jahren 1897—98. (Leipzig,  
 Verlag von P. Friesenhahn.)  
 1899 Tage und Träume. Gedichte. (Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach.)  
 1900 Sehnsucht. Gedichte. (Verlag der deutsch-französischen Rund-  
 schau, München.)  
 1901 Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Skizzen.  
 (Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach.)  
 1902 Einer, der seine Frau besucht und andere Szenen. Dramatische  
 Skizzen. (Linz, Österr. Verlagsanstalt.)  
 1902 Vorabend. Ein Akt in Versen. (Ebenda.)  
 1903 Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten. (Verlag von  
 Hermann Seemann Nachf., G. m. b. H., Berlin.)  
 1902 Pierrot und Colombine. Das Lied von der Eha. Ein Reigen  
 Verse. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede.  
 (Bei Hermann Seemann Nachf., G. m. b. H., Berlin.)  
 1902 Das Buch der Tage und Träume. 2. verbesserte und vermehrte  
 Ausgabe der „Tage und Träume“ (1899). Mit dem Bilde des  
 Verfassers. Titelzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede.  
 (Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H. Berlin.)  
 1904 Mimi Lynx. Eine Novelle. (Inselverlag, Leipzig.)  
 1904 Ausgewählte Gedichte. (Inselverlag, Leipzig.)  
 1904 E. T. A. Hoffmann. Mit elf Abbildungen. Band XII der Mono-  
 graphiensammlung „Die Dichtung“. (Verlag Schuster & Loeffler,  
 Berlin.)  
 1904 Wilhelm Busch. Mit zwölf Abbildungen. Band XXI der Mono-  
 graphiensammlung „Die Dichtung“. (Verlag von Schuster  
 & Loeffler, Berlin.)  
 1905 Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit  
 einer Verstorbenen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und  
 Leipzig.) („Verse“ (1896) und „Tristia“ sind vergriffen, „Ge-

dichte" (1893), „Rückkehr (1894) und „Tage und Träume" (1899) dem Buchhandel entzogen.]

### Eugen Schick.

1902 Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Skizzen. (Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin.)

„Wenn irgend einer der Machtgewaltigen unserer Tage, ein Bankdirektor oder Fabrikherr zum Beispiel, nach einem ff Mittagessen, in sänftiglich wippendem Schaukelstuhl, die behänderte Regalia de la Emperiatriz zwischen den champagnerfeuchten Lippen, in meinem Büchlein blättern und dann — einmal — seinen Diarubsten, seinen Lohnarbeiter, weniger schroff anfahren wollte: dann will ich zufrieden sein. Wenn die grande dame dem brustkranken Modistenmüdel, das ihr, durch Regen und Schnee, den allernuesten Hut ins Haus schleppt, ein freundliches Wort sagen wollte: dann will ich zufrieden sein. Und wenn die vornehme Dame der kleinen Modistin gar ein paar Pfennige in die Hand drücken wollte: dann will ich frohlocken. Denn dieses will ich, strüflich woltenfremder Optimist, mit meinen Geschichten: die Leute, denen es wohlwoght „auf ders kugelrunden Wölt" auf denkbar schmerzloseste Weise — Chokoladepralinee mit sozialpolitischer Füllung — daran erinnern, daß es andere gibt so tagaus, tagein nichts haben als Plage und Mühseligkeit, Mühseligkeit und Plage. Und daß diese kleinen Leute im Grunde nichts dafür können, daß sie „Stelle Holpergasse 137, 3. Hof, 5. Stock, Thür Nummer 59" hausen und andere sich per Lift in die erste Etage eines „mit allem Komfort der Neuzeit" ausgestattetem Opernringhauses heben lassen. Sela!" (Selbstanzeige in der „Zukunft" vom 29. November 1903.)

1903 Otto Julius Bierbaum, Monographie. (Bei Schuster & Loeffler, Berlin.)

1905 Empfindsames Notierbüchlein. Gedichte. (Axel Juncker, Verlag, Stuttgart.)

### Karl Hans Strobl.

1901 Aus Gründen und Abgründen. Skizzen.

1901 Und sich, so erwarte ich dich! Skizzen.

1902 Die Weltanschauung in der Moderne. Essay.

1902 Der Buddhismus und die neue Kunst. Essay.

1902 Die Vaclavbude. Roman. (4. Auflage 1904.) [Sämtlich bei Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin.]

1902 Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung. Essay. (Verlegt bei Gose & Tetzlaff, Berlin.)

1903 Die Starken. Schauspiel. (Bei Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin.)

1903 Der Fenriswolf. Roman. (Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin.)

1904 Die Eingebungen des Arphaxat. Merkwürdige Geschichten. Mit Deckelzeichnung von R. Teschner (Prag). [J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.]. — (Mit 1. Jänner 1906 sind die im Seemann'schen Verlage erschienenen Bücher Strobl's in den Verlag F. Fontane & Co., Berlin, übergegangen.)



